Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 13 (1929)
Heft: 5-6

Artikel: Bildungsdeutsch
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419655

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Küsnacht (Zürich),
Mai und Brachmonat 1929

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Dreizehnter Jahrgang.
Nr. 5/6.

Beilage: „Muttersprache", Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Flück & Cie., Bern.

9 Schweiz. Landesbibliothek, Bern

An unsere Mitglieder.

Der Mitgliederbestand ist in den letzten Wochen um 10 Namen gestiegen, und es wäre nicht ausgeschlossen, daß wir bis zum 3. Wintermonat, wo wir den 25jährigen Bestand des Vereins feiern werden, auf 400 Mann kämen, wenn uns unsere Mitglieder in der Werbetätigkeit noch mehr unterstützten. Wir stellen Ihnen Werbestoff in bequemen Sammlungen zur Verfügung und versenden solche auch (was freilich weniger wirksam zu sein pflegt) an die Anschriften, die man uns mitteilt. Wir bitten!

Widrige Umstände haben die Herausgabe der Rundschau 1928 noch weiter verzögert; sie ist aber im Druck, und wir hoffen, sie noch im laufenden Monat erscheinen lassen zu können. Der Ausschuß.

Warum nicht auch deutsch?

Laut Berner Schulblatt LXII. Jahrg., 18. Mai 1929 findet vom 29. Juli bis 2. August in Genf in Verbindung mit dem großen „Kongreß des Weltbundes der Lehrerverbände", in dem besonders die amerikanische und englische Lehrerschaft vereinigt ist, ein „Informationskurs über den Völkerbund für Lehrpersonen" statt, zu dem auch die schweizerische Lehrerschaft eingeladen wird. Am Schlusse eines damit zusammenhangenden Artikels „Schule und Völkerbund" schreibt J. Somazzi (S. 84): „Als Kurssprachen gelten Französisch, Englisch und Esperanto, und nur die Sitzung vom Freitag, 2. August, über das Erziehungswerk der Völkerbundsvereinigungen wird deutsch geleitet sein. Also eine gute Gelegenheit für Deutschschweizer, sich in Französisch und Englisch zu üben!"

Merci! (Um uns bei der Gelegenheit schon im Französischen zu üben!) Und zwar merci! sowohl dafür, daß am letzten Tage doch noch ein Wort in der Sprache Pestalozzis gesprochen wird, — die gut 70 vom Hundert Schweizerbürger und die meisten der eingeladenen Schweizer Lehrer sprechen — als auch für diese offenbare Bevorzugung der Deutschschweizer, die reichliche Gelegenheit erhalten, sich in Französisch und Englisch zu üben, während die armen Engländer und Amerikaner erst am letzten Tage Gelegenheit erhalten, sich ein wenig in der Sprache zu üben, in der am meisten über Erziehung und Unterricht geschrieben wird. Merci!

Wie sagt Heinrich Federer? — Ein unsterblicher Tropfen Gesindeblut schwimme in unserm Tellen- und Winkelriedsaft.

Bildungsdeutsch.

Wir erhalten folgenden Brief:

Geehrter Herr Schriftleiter, ich lege Ihnen die Nr. 6 der „Reformierten Schweizer Zeitung" bei und möchte gern Ihre Ansicht über folgendes wissen. Im Leitaufsatz, E. K. gezeichnet, fragt, wie Sie sehen, der Verfasser, ob der Erfolg des Herrn Primo de Rivera „nicht ein Pyrrhussieg gewesen" sein werde. Er meint weiter, die Uebertragung weltlicher Herrschaft wäre für den Papst „nur ein Danaergeschenk", und der Kirchenstaat wäre heute „eine Groteske". Da steht denn weiterhin auch etwas von einem Syndikalisten und von den „beim Vatikan akkreditierten Diplomaten". Die genannte Zeitung will ein volkstümliches Blatt sein. Ich frage mich aber, ob durchschnittlich gebildete Leute aus unserm Volk Ausdrücke wie Pyrrhussieg, Danaergeschenk, Groteske, Syndikalist und akkreditiert verstehen. Ich glaube es nicht. Was denken Sie davon? Und noch wichtiger ist die Frage: glauben Sie, die vom Verfasser mit jenen Fremdausdrücken genannten Dinge ließen sich allenfalls auch ganz gut gemeinverständlich ausdrücken, oder ist das undenkbar? Ich bemerke noch: natürlich lesen manche sehr gebildete Leute das genannte Blatt, und für die muß der Redaktor ebenfalls schreiben, und vielleicht fürchtet er, man halte ihn in diesen Kreisen für ungebildet, wenn er nicht von Zeit zu Zeit einen Pyrrhus oder einen Danaer oder eine Groteske bringt (was ist das übrigens? ich kenne nur ein Beiwort grotesk, das etwa widersinnig oder verzerrt bedeutet). Was würden Sie einem solchen Schreiber zwischen zwei Stühlen, einem gelehrten und einem ungelehrten Stuhle, raten?

B. in Z.

Ob durchschnittlich gebildete Leser der „Reformierten Schweizer Zeitung" diese Stilblüten verstehen? Schwerlich! Versuche mit einer obersten und einer zweitobersten Gymnasialklasse ergaben ein Nein. Von 38 Schülern wissen 27, was ein Pyrrhussieg ist; ihrer 11 können nicht einmal den Namen richtig schreiben; mehrere meinen, es handle sich um einen „besonders großen Sieg", was grundfalsch ist. Gut die Hälfte freilich kennt noch die Geschichte von König Pyrrhus von Epirus, der nach seinem bei Asculum (279 v. Chr.) über die Römer erfochtenen zweiten Siege ausgerufen haben soll: „Noch einen solchen

Sieg, und ich bin verloren!" (Ein gutes Beispiel für einen solchen Sieg war der des Dauphins bei St. Jakob an der Birs.) Das Danaergeschenk kennen fast alle, aber sie haben auch alle die Stelle bei Vergil gelesen, von der der Ausdruck stammt, und einer verwechselt die Danaer mit den Danaiden und diese mit Tantalus. Schwerlich können sich auf 100 Leser Ihrer Zeitung mehr als 10 etwas Klares dabei denken; viele werden sogar „Danär" zu sprechen geneigt sein.

In diesen beiden Fällen handelt es sich nicht um gewöhnliche Fremdwörter (wie bei Groteske, Syndikalist und akkreditiert), sondern um Eigennamen aus Geschichte und Sage fremder Völker, um „geflügelte Worte", die nur einmal geprägt worden sind und die man nicht eigentlich ü b e r setzen, höchstens durch ein eigenes bildliches Wort e r setzen kann, wenn eins vorhanden ist, was hier nicht zuzutreffen scheint. Man wird sich also allgemeiner ausdrücken müssen, etwa mit Scheinsieg und Scheingeschenk. Eduard Engel ersetzt in beiden Fällen den Eigennamen mit Unheil, sagt also Unheilssieg (auch Verlustsieg) und Unheilsgeschenk. Das ist wohl der beste Ausweg in solcher Lage. Der Kenner des Altertums, der jene Ausdrücke ungern verschwinden sieht, wird dabei doch an Pyrrhus und die Danaer erinnert, und die andern — verstehen es; der Widerspruch, der zwischen dem ersten Bestandteil (Unheil) und dem zweiten (Sieg, Geschenk) zu bestehen scheint (denn ein Sieg und ein Geschenk bedeuten doch gewöhnlich ein Heil!), hat auch für sie etwas Fesselndes, Geistreiches, wenn auch die Schärfe der fremden Ausdrücke nicht ganz erreicht wird. Schreibt man für einen „gelehrten Stuhl", so wird man gut tun, vom Pyrrhussieg und vom Danaergeschenk zu sprechen, denn diese knappen Ausdrücke haben für den, der sie versteht, den Reiz der Schlagkraft. Schreibt man für einen ungelehrten, so hat das keinen Sinn, denn man wird doch nicht verstanden oder gar, was noch schlimmer ist, mißverstanden. Schreibt man aber für beide, so richte man sich nach dem ungelehrten, namentlich wenn dieser größer ist; denn dann versteht es auch der gelehrte, umgekehrt aber nicht, und was hat man davon, wenn man nicht verstanden wird? — „Bewunderung von Kindern und Affen"! Und wer aus Furcht, bei gebildeten Lesern sonst für ungebildet zu gelten, „von Zeit zu Zeit einen Pyrrhus oder einen Danaer bringt", der ist ein Aufschneider wie ein anderer und verführt wieder andere zur Aufschneiderei.

Aber ist nicht gerade das Lesen so „gebildet" geschriebener Aufsätze für den nicht höher Geschulten ein Bildungsmittel? Ist es nicht außer und nach der Schulzeit der wichtigste Weg, seine sprachliche Bildung zu erweitern? — Das könnte es sein, wenn der Leser sich die Mühe nähme, dem U r s p r u n g solcher Ausdrücke nachzugehen und so ihren Sinn zu erfassen, was an Hand eines Konversationslexikons oder Büchmanns „Geflügelter Worte" ja nicht mehr schwierig wäre. Es würde sich schon lohnen — aber wieviele tun das? Ohne Kenntnis des Ursprungs aber sind es Redensarten, Phrasen, klingende Schellen, und das allmähliche Erraten ist eine gefährliche Sache und kann, wie sich beim Pyrrhussieg gezeigt hat, zu Mißverständnissen führen, durch die sich ungeschulte Benutzer solcher Ausdrücke lächerlich machen. Wie z. B. jener, der aus dem lateinischen Wort In vino veritas (est), d. h. „Im Weine (liegt) Wahrheit" mit sonst gar nicht übler Phantasie den Sinn heraushörte, man solle die Wahrheit sagen und „reinen Wein einschenken", und deshalb eine Standrede wirkungsvoll abzuschließen glaubte mit einem hingeschmetterten In vino veritas! Oder wie der Verfasser eines Berichtes in einer Studenten-Zeitschrift, der erklärt, das Damoklesschwert sei über jemand geschwungen worden, während es doch gerade der Witz war beim Damoklesschwert, daß es an einem Roßhaar ruhig über des Damokles Haupte hing. — Konrad Ferdinand Meyers Hutten macht sich eine seiner letzten Freuden daraus, aus seinen Werken die griechischen und lateinischen Redensarten auszumerzen („Göttermord"):

Was heißt: „Ich weihe dich der Furienschar"?
„Der Teufel hole dich!" ist kurz und klar.

Freilich steht hier ein vollwertiger Ersatz zur Verfügung, beim Pyrrhussieg und beim Danaergeschenk leider nicht. Wir werden sie also, wenn wir sie kennen, mit Vorsicht gebrauchen, aber in volkstümlichen Zeitungen sind sie nicht am Platze. Und allmählich werden sie, da den Sprachen und der Geschichte des Altertums in den Schulen immer weniger Zeit gewidmet wird, von selbst aussterben, was man einigermaßen bedauern kann, denn mit Vorsicht angewandt, waren sie doch sehr ausdrucksvoll. Köstlich ist es, wenn in einem andern, schon dem Namen nach volkstümlichen Blatte ein Mann mit Doktortitel erzählt, er habe einmal lange nicht einschlafen können, aber endlich habe sich „Gott Orpheus" seiner erbarmt. Die Leser dieses Volksblattes kennen sicher diesen Gott Orpheus nicht, und die alten Griechen kannten ihn — auch nicht, wohl aber einen Traum- und Schlafgott Morpheus (von dem das Morphium seinen Namen hat) und einen Sänger und Seher Orpheus.

Bei der Groteske, dem Syndikalisten und den akkreditierten Diplomaten handelt es sich um gewöhnliche Fremdwörter, bei denen Sie freilich wieder mit Recht bezweifeln, ob sie von den Lesern der „Reformierten Schweizer Zeitung" verstanden wurden. Das Wort Groteske ist (nach Engel) seit etwa dreißig Jahren gebräuchlich für etwas Groteskes, d. h. für eine Tollheit, eine Fratze, etwas Ungewöhnliches; da sie häufig literarische Form hat, hat man das Wort wohl nach dem Muster von Humoreske und Burleske gebildet. Von den erwähnten Gymnasiasten konnten sich fast zwei Drittel etwas mehr oder minder Richtiges dabei denken; einer erklärt es für eine „Einrichtung, welche nicht auf bestimmten Grundsätzen beruht". — Völlig hilflos stehen die Gymnasiasten trotz Latein und Griechisch dem „Syndikalisten" gegenüber. Einige wissen, daß ein Syndikat ein Zusammenschluß von Arbeitgebern, ein Ring oder Trust ist; aber kaum einer weiß, daß ein französischer Syndikalist (und um einen solchen handelt es sich hier) ein Gewerkschafter, also ein Arbeitnehmer ist. Einer denkt daran, daß ein italienischer sindaco ein Gemeindepräsident ist, also werde ein Syndikalist „ein Gemeindeschreiber oder so was" sein! Warum auch nicht? — Kaum ein Drittel kann sich etwas denken bei den „akkreditierten Diplomaten"; ihrer zwei denken eher an „abkreditierte" Leute, die „keinen Kredit mehr haben", „denen kein Vertrauen zu schenken ist". Ist nun der Herr de Castro, der Gesandte von Uruguay in Bern, der kürzlich den schäbigen Handel mit der von ihm übervorteilten Frau eines Berner Rechtsanwalts hatte, akkreditiert? Ja, das ist er, aber nicht darum, sondern trotzdem! Hätte Ihre Zeitung von den beim Vatikan „b e g l a u b i g t e n Gesandten" (oder allenfalls Diplomaten, da deren deutsche Titel verschieden sind) gesprochen, so hätten es wohl die meisten Leser ver-

standen (nicht bloß allenfalls erraten); es hätte sie auch an das Beglaubigungsschreiben erinnert, das diese Herren überreichen müssen (das man in der Fachsprache Kreditiv nennt).

Wenn die „Reformierte Schweizer Zeitung", wie Sie schreiben, ein volkstümliches Blatt sein will, so paßt die Sprache dieses Herrn E. K. nicht hinein.

Neudeutsch oder einfach schlechtes Deutsch?

Kurz nacheinander lese ich:

„Die Schweiz hat sein Domleschg . . . als Burgenland". (Zür. Post Nr. 112, II. Bl., vom 15. Mai 1929, Artikel „Schwäbische Reise".)

„Mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken ändert sich das Bild; diese Stadt verliert seine Bedeutung als Handelsmetropole des Morgenlandes". (Leipzig. Ill. Ztg. Nr. 4391, 9. Mai 1929, S. 679.)

Ich greife mir an den Kopf und frage mich: Habe ich seinerzeit fehlerhaftes Deutsch gelernt, da ich schreiben würde: „Die Schweiz hat ihr Domleschg", „diese Stadt verliert ihre Bedeutung"? Oder ist hier ein Umschwung eingetreten? Die beiden Beispiele sind übrigens nur eine Auswahl unter vielen ähnlichen im heutigen Zeitungs- und Zeitschriftendeutsch. Th. W.

Anmerkung des Schriftleiters. Neudeutsch oder schlechtes Deutsch? — Das ist hoffentlich noch nicht dasselbe. Dann aber müssen wir sagen: Unverantwortlich schlechtes Deutsch! Sollte das wirklich aufkommen? Bisher hat man dergleichen nur in den Heften schwacher Schüler gelesen und aus dem Munde kleiner Kinder gehört.

Zur Spitalfrage.

Unsere Besprechung der Frage „Der Spital oder das Spital (in Nr. 3/4 unter „Mutter Helvetia . . .") hat uns folgende Zuschriften eingetragen.

Aus Bern:

Wenn Herr Prof. Rytz, der sich um die Kenntnis der deutschen und deutsch-schweizerischen Pflanzennamen und um ihre Erhaltung große Verdienste erworben hat, sagt, der Berner spreche: der Spittel, so hat er recht, insofern sich diese Behauptung auf den Burgerspittel bezieht. Denn der Berner hat das Gefühl, Spittel sei männlich, wenn es sich, wie beim Burgerspittel, um ein Gebäude handelt, das, wie dieses, vorwiegend als Altersheim Verwendung findet. Im Burgerspittel ist die Krankenabteilung nur eine untergeordnete, dem Altersheim angegliederte Abteilung. Anderseits sagt jeder Berner „das Inselspital" oder „das Frauenspital". F.

Aus Basel:

Die Erörterung über das Spital ist mir sehr lieb und wichtig. Ich selbst war schon öfters im Zweifel, ob man das oder der Spital schreiben solle, und habe deswegen früher auch schon das Wörterbuch zu Rate gezogen.

In Basel hört man zuweilen noch, soviel ich mich entsinne, der Spital oder der Bürgerspital, aber man sagt doch meistens, wie mir scheint: ins Frauenspital, ins Kinderspital, ins katholisch Spital.

Um mich zu vergewissern, daß auch gut schweizerische Schriftsteller das Spital schreiben, habe ich in meinen Bücherschrank gegriffen und zuvorderst folgende vier Eidgenossen darin vorgefunden:

1. Martin Birmann (Ständerat von Baselland, gestorben 1890), Gesammelte Schriften, I. Bd., Seite 242: das Kinderspital.
2. Dr. Konrad Brunner in Zürich: Ueber Medizin und Krankenpflege im Mittelalter in Schweizerischen Landen: S. 104: das Wiener, das Zürcher (Heiliggeist-) Spital. S. 104, Anmerkung: Quellenangabe: Meßmer, Das Bürgerspital von Bern. S. 48, Fontes rer. Bern. II., S. 136. — S. 105: altes und neues Spital.
3. J. V. Widmann, Die Patrizierin: S. 29 „ins Spital".
4. David Heß, Salomon Landolt: S. 16: in das Spital.

Das Wort Spittel ist z. B. enthalten in Thibauts deutsch-franz. Wörterbuch (1887): Spittel, m. et n. hôpital, m.

In Reclams englisch-deutschem Wörterbuch (von 1894) ist vermerkt: Spital n., Spittel m., hospital.

Ich selbst wußte bisher nicht, daß Spittel auch schriftlich gebrauchsfähig ist. Ch.

Aus Zürich wird uns mündlich berichtet, daß man im Niederdorf das benachbarte Pfrundhaus das Spittel genannt habe.

Heinrich Zschokke und die deutsche Sprache.

In der Erzählung „Die Liebe der Ausgewanderten" (Zschokkes Werke, herausgegeben von Hans Bodmer, 12. Teil, S. 257) spricht sich ein französischer Flüchtling, der merkwürdigerweise Lasalle genannt wird, folgendermaßen aus:

„Ihre deutsche Sprache ist noch keine reife Sprache; sie ist in sich selber noch ungewiß, unbestimmt, nicht fest geordnet. Sie schwankt noch in ihren Bedeutungen wie in ihrer Rechtschreibung. Sie überladet sich mit Wörtern fremder Zungen und baut bald ihre Redensarten nach lateinischer, bald nach französischer Art. Sie haben unter ihren Schriftstellern vortreffliche Geister, die jedem andern Volke Ehre gemacht haben würden; aber diese Geister vergaßen das Wesentlichste für ihren eigenen Ruhm, eine reine deutsche Sprache zu bilden. Sie schreiben in einem wunderlichen Mischmasch von Wörtern, die ebenso oft französisch, griechisch, italienisch, lateinisch und englisch als deutsch sind" usw.

Wenn wir diese Aeußerung auch nicht ohne weiteres als Zschokkes Ansicht betrachten dürfen, so steht er ihr doch jedenfalls nicht fern in Anbetracht seiner Sprachreinigungsversuche. Bei auch nur flüchtigem Lesen stößt man bei diesem Schriftsteller auf Ausdrücke, die gewiß nicht zufällig gewählt sind. In der Erzählung „Der Creole" (Zschokkes Werke, 11. Teil, S. 43) heißt es: „Am Tage zerstreute man sich lustwandelnd in der Gegend". Und weiter unten (S. 144): „Lustgänger wandelten in der Abendfrische mit ihren Lustgängerinnen". In einer Anmerkung (S. 162) sagt Zschokke: „La Panchetta nennen die Messinesen den geräumigen und schönen Lustweg längs dem Ufer". Für das bei uns gebräuchliche Wort Couvert setzt er S. 182): den Ueberschlag (jetzt besser verdeutscht Umschlag). In der Erzählung „Das Wirtshaus zu Cransac" steht für den Postillon mehrmals Postknecht und Fuhrmann (12. Teil, S. 184, 185). In der Erzählung „Der Feldweibel" (12. Teil, S. 46) steht: „Er fand sie denselben Tag wieder auf einem öffentlichen Spaziergang" (offenbar für Promenade, d. h. Anlage).